

---

Hubert Laitko

## Laudatio zum 60. Geburtstag von Heinrich Parthey

---

Lebensläufe von Wissenschaftlern zeichnen sich, rückblickend betrachtet, meist durch beeindruckende Folgerichtigkeit aus. In einer bestimmten Etappe seines Lebens tut der Forscher genau das, worauf ihn die vorhergehenden Etappen vorbereitet haben, und treten Brüche ein, dann sind sie in der Regel äußeren Eingriffen geschuldet, die der Held einer solchen Biographie hinnehmen muß. Eigentlich spannend wird es aber erst, wenn der Retrospektive ein prospektives Bild von wirklichen Verlauf der Geschichte über den ganzen betrachteten Zeitabschnitt hinweg an die Seite gestellt werden kann. Dann erscheint das Leben als ein nach vorn offener Strom, und alle jene Übergänge, die sich im Rückblick als beinahe unentrinnbare Verläufe darbieten, enthüllen sich als mehr oder minder komplizierte Entscheidungen, als eigenständig konzipierte und verwirklichte Entwürfe im Lebensplan.

Wenn ich als Wissenschaftshistoriker biographisch arbeite, dann muß ich mir jene Perspektive mühsam herstellen, und sie bleibt doch immer eine Konstruktion. In Heinrichs Fall liegt sie mir - ganz anders als in meinem professionellen Tun - viel näher als der Rückblick. Drei wichtige Lebensetappen habe ich gemeinsam mit ihm zurücklegen können: einen Teil des Philosophiestudiums an der Universität in Leipzig, die Jahre der Aspirantur am Lehrstuhl „Philosophische Probleme der modernen Naturwissenschaft“ von Hermann Ley an der Humboldt-Universität zu Berlin und schließlich gute zwei Jahrzehnte am Berliner Akademieinstitut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft (ITW) bis zu dessen Abwicklung. Wenn ich hier behaupte, daß Heinrich Parthey's Lebenslauf und Lebenswerk als Forscher eine ungewöhnliche innere Folgerichtigkeit aufweisen, dann darf ich das mit der Autorität des Zeitzeugen sagen, der an entscheidenden Punkten selbst dabei war. Diese Konsequenz war nicht einfach das Produkt günstiger Umstände; eher ist sie das Ergebnis eines starken Willens, der die geeigneten Umstände zu finden, zu nutzen und notfalls auch zu zwingen weiß. Hinter der virtuoson Nonchalance, mit der sich Heinrich nicht erst seit heute durch diese Welt bewegt, ist jener starke Wille nicht auf den ersten Blick zu erkennen - schon mancher ist auf diesen irritierenden Schein hereingefallen.

Wer Heinrich vor allem aus den Arbeiten der letzten Jahre - etwa aus seiner 1995 als Band 7 der Veröffentlichungen des Archivs zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft erschienenen Untersuchung über bibliometrische Profile von Instituten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (1923 - 1943) - kennt, der weiß natürlich, daß er es mit einem der Pioniere der quantitativen Wissenschaftsforschung nicht nur in Ostberlin, sondern in ganz Deutschland zu tun hat. Ich kann mich an dieser Stelle der Randbemerkung nicht enthalten, daß die DDR auf diesem Feld nicht eben schwach war und einige der vielbeschworenen Filetstücke - zu denen ich hier ausdrücklich und persönlich Heinrich rechne - zum gesamtdeutschen Wissenschaftsragout beizusteuern hatte. Jener hier hypothetisch unterstellte Newcomer in seinem wissenschaftlichen Bekanntenkreis würde es kaum glauben, daß Heinrich keine „harte“ Wissenschaft, keine science, sondern ausgerechnet Philosophie studiert und obendrein als junger Wissenschaftler sieben prägende Jahre am Institut für Marxismus-Leninismus der Universität Rostock zugebracht hat. Wenn wir nun obendrein noch annehmen, besagter Kommunikationspartner Heinrichs würde die DDR allein aus der Presse der letzten Jahre kennen, dann könnte er Weltbild und Wahrnehmung nur mit Hilfe des Postulats in Einklang bringen, Heinrich müsse ein Nischenbauer ganz großen Formats gewesen sein.

Es ist historisch lehrreich, sich jene „Nische“ etwas näher anzusehen. Das älteste der Rostocker Philosophischen Manuskripte, die sich in meinem Besitz befinden, ist das Heft 2 aus dem Jahre 1965, also fast den dritten Teil eines Jahrhunderts alt. Es war herausgegeben von den Herren H. Parthey, H. Vogel, W. Wächter und D. Wahl, stand unter dem Titel „Struktur und Funktion der experimentellen Methode“ und enthielt Beiträge einer Tagung des Arbeitskreises „Philosophische Probleme der Naturwissenschaften und technischen Wissenschaften“ der Fachrichtung Philosophie des Instituts für Marxismus-Leninismus in Rostock vom 3. und 4. März 1965. Es folgten weitere Tagungen, deren Resultate in gleicher Form in Rostock publiziert wurden - so „Problemstruktur und Problemverhalten in der wissenschaftlichen Forschung“ (1966), „Begriff und Funktion der Tatsache in der wissenschaftlichen Forschung“ (1968) und „Problemtypen bei der Hypothesen- und Prognosenbildung“ (1969). Das alles sind ja nun Themen, die ein Analytiker aus der Domäne der Totalitarismusforschung kaum an einem Institut für Marxismus-Leninismus vermuten würde. Als nicht minder unkonventionell dürfte das Faktum zu werten sein, daß mit der III. Hochschulreform, als das Institut in eine Sektion für Marxismus-Leninismus umgebildet wurde, Heinrich mit einigen anderen interessierten Kollegen eine Forschungsgruppe „Methodentheorie“ bilden konnte. Rostock war für einige Zeit das Zentrum für Methodentheorie in der Philosophie der DDR.

Jener Zweig der Philosophie, der uns als junge Leute am meisten faszinierte, war die Beschäftigung mit Erkenntnisfragen, die die modernen Naturwissenschaften aufwarfen. Da gab es in der DDR viel Nachholbedarf, Krieg und Nachkriegszeit hatten das Nachdenken über die großen kognitiven Herausforderungen der ersten Jahrhunderthälfte - die Quantentheorie, die Relativitätstheorie, die synthetische Evolutionstheorie - erst einmal verschüttet, und man konnte sich, wenn man diese Fragen wieder aufgriff, durchaus als Beginner fühlen. Das fing schon in Leipzig an. Zeitweise las dort ein bulgarischer Gast, der Physiker-Philosoph Asarij Polikarow. Seine Vorlesung war ein Panorama der Theoriesituation in der zeitgenössischen Naturwissenschaft - Polikarow ließ die vielen Theorien und Hypothesen vor uns Revue passieren unter dem Gesichtspunkt ihrer Verknüpfbarkeit zu einem einheitlichen materialistischen Weltbild. Wir hörten von der Geometrodynamik Wheelers und den Ansätzen der DeBroglie-Schüler zu einer nichtlinearen Theorie der Elementarteilchen, von dem Bourbaki-Programm zur Rekonstruktion der Mathematik und den ersten Vorstößen der belgischen Schule, deren brilliantester junger Mann I. Prigogine war, auf dem Weg zu einer Thermodynamik irreversibler Prozesse. Polikarows besondere Spezialität war es, zu einem großen Problem - etwa der Interpretation des Formalismus der nichtrelativistischen Quantenmechanik - das Feld aller möglichen Deutungen zu konstruieren, sowohl jener, die von irgendwelchen Autoren tatsächlich vertreten wurden, als auch jener, die darüberhinaus denkbar waren, und dieses Feld dann durch Argumente soweit wie möglich zu reduzieren, im Idealfall bis auf eine einzige präferierte Lösung. Wir bekamen also eine Strategie der Problemstellung und der Problemlösung in methodischen Schritten vorgeführt.

Es ist nicht abwegig zu vermuten, daß Heinrichs Vorliebe, Forschung als Problemlösen zu behandeln, hier zumindest wesentliche Anregungen gefunden haben dürfte. Dennoch überwog bei Polikarow nicht die Methode, sondern das Weltbildmoment: Was sagt die Wissenschaft, und wie gehen wir damit um? Heinrich gehörte zu der kleinen Phalanx derer, die den Weg in Richtung Methodologie gingen - und zwar in einer Version, die von der Denkdisziplin der modernen Logik geprägt war und, wenn schon nicht formalisiert, so doch zumindest sehr stark systematisch vorging. Es versteht sich, daß diese Arbeitsweise bei methodenbewußten Naturwissenschaftlern Anklang fand; die Rostocker Kolloquien zogen immer eine ganze Reihe von Naturwissenschaftlern, Mathematikern und auch Technikern an.

Davor lagen allerdings die wichtigen Jahre der Aspirantur im Berliner Leyhaus. Jenen, die das Glück hatten, diesen unvergeßlichen Lebensabschnitt damals oder später selbst zu durchmessen, muß ich hier nichts berichten, doch für

die anderen Gäste dieser Runde seien mir ein paar Worte über jenes unikale Stück Wissenschaftskultur gestattet, das unter Hermann Leys Meisterhänden aufblühte und später von Leys Schüler Karl-Friedrich Wessel auf seine Art mit neuen Akzenten fortgeführt wurde. Das Prinzip war denkbar einfach: Man nehme eine kleine Gruppe junger Wissenschaftler mit Talent, Initiative und philosophischem Interesse, gleich nach dem Diplom oder nach kurzer Berufserfahrung, möglichst gut gemischt nach unterschiedlichsten Disziplinen, und lasse sie drei Jahre lang in voller Freiheit, jedoch mit der Verpflichtung zu wechselseitiger Kommunikation, an ihren Dissertationen arbeiten; jedes Jahr lasse man eine neue Gruppe zu, so daß immer drei Jahrgänge beieinander sind und Traditionen entstehen, aber aufgrund des fortlaufenden Wechsels der Zusammensetzung nicht erstarren. Das war eine hohe Schule der Interdisziplinarität; Heinrich durchlief sie mit den anderen praktisch, ehe er das Phänomen zu seinem Untersuchungsgegenstand machte. Wir waren ungefähr gleichaltrig und hatten noch keine Zeit gehabt, disziplinären Dünkel zu entwickeln. Wenn hier Mathematiker, Biologen, Philosophen, Geologen, Regelungstechniker und Absolventen vieler anderer Fächer miteinander wissenschaftlich umgingen, dann traten ihnen die kognitiven und methodischen Barrieren zwischen den unterschiedlichen Disziplinen in reiner Form vor Augen, nicht noch zusätzlich überhöht durch die Strategien der Besitzstandswahrung, mit denen etablierte Wissenschaftler oft genug ihre Kollegen von der anderen Fakultät zu schrecken suchen. Im Gegenteil: Wer an diesem Lehrstuhl arbeitete, gab sich in der Regel rührende Mühe, die eigene disziplinäre Welt den anderen zu öffnen. Heinrich hatte immer eine besondere Leichtigkeit des intellektuellen Kontakts mit Wissenschaftlern anderer Disziplinen. Diese Fähigkeit, die im Ley-Haus spielend trainiert wurde und die sich Heinrich souveräner als die meisten seiner damaligen Mitaspiranten aneignete, ist ihm bei verschiedenen Arbeitsvorhaben späterer Jahre zugute gekommen. Jeder kann sich unschwer davon überzeugen, daß sie mit den Jahren nicht geringer geworden ist.

Die erste Arbeitsstelle für den frischgebackenen Doktor war das bereits erwähnte Institut für Marxismus-Leninismus an der Universität Rostock. Der Einsatz im gesellschaftswissenschaftlichen Grundlagenstudium gehörte für einen Philosophen nicht gerade zu den begehrtesten Berufsofferten. Man konnte Pech haben und in eine feste Burg orthodoxer Betonköpfe geraten, für die ein Individuum, das sich mit Methodologie des naturwissenschaftlichen Erkennens befaßte, schon zu drei Vierteln vom bourgeoisen Beelzebub geholt war. Heinrich hatte Glück, und das Glück hieß Heinrich Vogel. Dieser früh verstorbene Rostocker Philosoph, der für Heinrichs wissenschaftlichen Werdegang wichtig war, verdient an dieser Stelle ein Wort ehrenden Gedenkens. Er hatte den Freiraum schon geschaffen, den Heinrich nur noch ausbauen mußte. Die phi-

losophische Gesprächsrunde mit den Naturwissenschaftlern bestand bereits, sie wurde wesentlich bereichert durch die logisch - methodologische Orientierung, die Heinrich Parthey, Wolfgang Wächter und Wolfram Heitsch mitbrachten. Mit dem Philosophen Wächter und dem Mathematiker Heitsch sind zugleich die neben Heinrich wichtigsten Vertreter der Rostocker methodentheoretischen Gruppe genannt. Dieser Kreis arbeitete sehr eng zusammen. Die Tagungen und Kolloquien waren in der Regel so gestaltet, daß ihnen ein von mehreren Autoren gemeinsam verantwortetes umfangreiches Thesenpapier zugrundelag, so daß auch für die Diskussion eine gewisse Kohärenz gewährleistet war.

Das Rostocker Programm wurzelte in Stil und Auffassung stark in der Wiener Schule um Moritz Schlick und im Berliner Kreis um Hans Reichenbach. In den Grenzen des Möglichen bekannten sich die Rostocker auch dazu - ganz deutlich bei der 1969er Tagung „Joachim Jungius und Moritz Schlick. Zur Funktion der Philosophie bei der Grundlegung und Entwicklung naturwissenschaftlicher Forschung“. Ehrengast dieser Tagung, die anlässlich des 550jährigen Universitätsjubiläums durchgeführt wurde - daher der Bezug auf Jungius -, war übrigens Barbara van de Velde-Schlick, die Tochter Moritz Schlicks.

1969 liefen in Berlin schon die Gründungsvorbereitungen für das Institut für Wissenschaftstheorie und -organisation an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (die Bezeichnung ITW der AdW der DDR nahm es erst später an) auf vollen Touren. Heinrich kam im April 1970 an dieses Institut und traf hier manche seiner einstigen Kollegen aus dem Ley-Haus wieder. Auch Wächter und Heitsch wagten den Sprung von Rostock an die Spree, so daß der methodentheoretische Ansatz fortgesetzt werden konnte.

Am Institut geriet dieser Ansatz jedoch in einen soziologisch-ökonomisch-politologischen Kontext, der ihn polarisierte und mit der Zeit dazu führte, daß die Forschungswege der drei ehemaligen Rostocker stärker auseinandergingen. Wenn man den Rostocker Ansatz insgesamt betrachtet, dann wurde dort Forschung als methodisches Vorgehen strukturell oder vielleicht auch strukturalistisch modelliert; weder die Aufwendungen noch die Personen noch die realen Zeitabläufe spielten eine zentrale Rolle. Die wirkliche Tätigkeit der Wissenschaftler als organisierbares Phänomen bildete jedoch den theoretischen und empirischen Fokus der Arbeit des Akademieinstituts.

Heinrich war darauf geistig vorbereitet. Er kam nach Berlin mit der Absicht, die Rostocker Mitgift einzubringen, sich mit ihr aber auch auf das Abenteuer eines werdenden Forschungsprogramms einzulassen, das bedeutend komplexer war als jenes, auf das sich die kleine Rostocker Gruppe konzentriert hatte. Seine

Dissertation bei Ley hatte er 1963 über „Das Experiment und seine Funktion im Erkenntnisprozeß der Physik“ geschrieben. In der traditionellen Erkenntnismethodologie ist das Experiment jener Punkt, an dem der Methodologe den Rahmen der Begriffe und logischen Strukturen überschreiten und das gegenständliche Dasein und technische Funktionieren der Geräte ebenso wie das physische Operieren der Wissenschaftler in Rechnung stellen, also in gewissem Maße Forschen als wirkliche Tätigkeit in der Zeit beschreiben muß. Dies dispo- nierte Heinrich dazu, sich den neuen Verhältnissen am Institut nicht nur anzupassen, sondern auch zum Mitinitiator des Tätigkeitsparadigmas bei der Untersuchung der Wissenschaft zu werden. Schon früher hatte die Beschäfti- gung mit dem Experiment ihn dazu angeregt, zusammen mit Dietrich Wahl ein Buch über die experimentelle Methode in Natur- und Gesellschaftswissen- schaften zu schreiben - ein Buch, das weit mehr Aufmerksamkeit verdient hätte, als ihm tatsächlich zuteilgeworden ist. In einer der wenigen Rezeptionen (G. Böhme, W. van den Daele, W. Krohn: Experimentelle Philosophie, 1977) wurde vor allem auf die im genannten Buch gegebene Kennzeichnung des Experi- ments durch Idealisierung und Isolierung des Gegenstandes, Bedingungs- kontrolle, Variablenvariation und Beobachtung hingewiesen. Vielleicht lag die zurückhaltende Rezeption daran, daß zu der Zeit, als es erschien, die Wende von der Auffassung der Wissenschaft als geistiges Phänomen, als „Bewußt- seinsform“, zu ihrer Sicht als organisierbare Tätigkeit noch kaum eingesetzt hatte.

Die Arbeit im Institut brachte Heinrich mit den Methoden der empirischen So- ziologie in Verbindung. Zugleich zog er in seinen methodentheoretischen Untersuchungen in Betracht, daß die Möglichkeit, wohlformulierte For- schungsprobleme angemessen zu bearbeiten, vom rechtzeitigen Zugriff auf adäquates Potential (ein Begriff, der am gleichen Institut von Werner Meske und seinen Kollegen entwickelt und operationalisiert wurde) abhängig ist. Heinrich führte den Begriff der Verfügbarkeit ein - eine Kategorie, die in einer Mangelwirtschaft, in der die Beschaffung von Geräten stets weitaus schwieriger war als die Beschaffung von Köpfen, einen provokanten Beigeschmack hatte -, und er erweiterte den schon in Rostock bearbeiteten Begriff der Pro- blemsituation zu dem der Forschungssituation.

Diese Erweiterung war nicht trivial, sondern stellte eine theoretische Grenz- überschreitung dar. Hatten seine früheren Arbeiten - etwa bis zu dem von ihm herausgegebenen und 1978 erschienenen Band „Problem und Methode in der Forschung“ - im wesentlichen einen homogen methodentheoretischen Charak- ter, so vollzog er nunmehr eine originelle und originäre Verknüpfung von vor- wiegend logisch-epistemologisch bestimmter Methodologie und Wissen-

schaftssoziologie. Mit anderen Worten: Er schuf und bewältigte für sich selbst eine interdisziplinäre Erkenntnissituation. Dies war einer von mehreren interdisziplinären Ansätzen, mit denen das ITW seinen Anspruch auf Komplexität in der Wissenschaftsforschung einzulösen suchte - einen Anspruch, den der langjährige Institutsdirektor Günter Kröber mit Nachdruck formulierte und für dessen Erfüllung er seinen Mitarbeiterkreis zu motivieren und zu befähigen verstand.

Da war es nur folgerichtig, daß Heinrich eine ganz bestimmte und hinsichtlich ihrer kreativen Potenz hoch bewertete Sorte von Forschungssituationen zum bevorzugten Gegenstand seiner Untersuchungen machte: eben die interdisziplinären kooperativen Forschungssituationen, aus denen - bei günstigem Verlauf - neue Forschungsrichtungen herauswachsen konnten. Die Interdisziplinarität, die er in seiner bisherigen Laufbahn in unterschiedlichen Formen und Arbeitskreisen praktiziert hatte, wurde ihm so zu einem wissenschaftlichen Objekt. Er verband damit ein Phasenmodell des wissenschaftlichen Arbeitens in Forschungsgruppen, das er empirisch operabel gestaltete und auf dessen Grundlage er aufwendige Untersuchungen in biowissenschaftlichen Akademieinstituten unternahm - auch das war für ihn eine interessante, horizonterweiternde Arbeit, denn zuvor hatten lange Zeit die physikalischen Wissenschaften den Referenzbereich seiner Untersuchungen gebildet.

Wenn er es nicht schon vorher gewesen sein sollte, so wurde er spätestens damit zum unermüdlichen Virtuosen mühsamer wissenschaftlicher Kleinarbeit. Er trainierte den Umgang mit soziologischen Massendaten - in enger Zusammenarbeit mit Hansgünter Meyer und weiteren am Institut tätigen Soziologen - und eignete sich schon früh, als die Bequemlichkeiten moderner Personalcomputer noch in weiter Ferne lagen, den Umgang mit den Instrumentarien der elektronischen Datenverarbeitung an. Dabei behielt er einen sympathischen Grundzug seines Stils bei: Die Fachwissenschaftler waren ihm vor allem Partner und erst dann Untersuchungsobjekte. Das spiegelt sehr deutlich der Band „Interdisziplinarität in der Forschung. Analysen und Fallstudien“, den er zusammen mit Klaus Schreiber, einem prominenten Naturwissenschaftler der Akademie der Wissenschaften der DDR, im Jahre 1983 herausgab. Dieser Band war aus einem von Heinrich arrangierten Gesprächskreis erwachsen, und man findet unter seinen Autoren nicht nur Naturwissenschaftler, sondern auch Sprachwissenschaftler, Psychologen, Soziologen und Ökonomen.

Die Endzeit des ITW war in der Entwicklung des wissenschaftlichen Profils von Heinrich Parthey eine Periode von Synthese und Aufbruch zugleich. Ein Resumé langjähriger und langwieriger Forschungen lieferte seine 1989 vertei-

digte Dissertation B zum Thema „Forschungssituation und Interdisziplinarität. Untersuchungen zu Struktur und Funktion interdisziplinärer Forschungssituationen aufgrund von Daten und Angaben aus Gruppen in Instituten der Biowissenschaften“. Gleichzeitig ging er wieder einen Schritt weiter. Bis dahin hatte er die Forschungssituationen als zwar komplexe Phänomene, aber doch zugleich als analytisch aus dem Fluß der Wissenschaftsentwicklung herausgehobene Gegenstände behandelt; damit wurden Forschungssituationen auf unterschiedlichsten Gebieten vergleichbar, doch zugleich wurden sie in gewissem Maße enthistorisiert.

Nunmehr vollzog sich eine Inversion der Perspektive - der Übergang zur Betrachtung der Forschungssituationen als Entwicklungsformen der Wissenschaft, in denen neue Erkenntnis entsteht. Das war am ITW kein isolierter Schritt. Die Arbeiten diverser Forschungsgruppen an diesem Institut konvergierten in der zweiten Hälfte der 80er Jahre im Problem der Wissenschaftsentwicklung. Es ist eine Grotteske der Zeitgeschichte, daß genau in jener Zeit, als nach zwei Jahrzehnten des Heranarbeitens am ITW die Ära der Reife und der Fülle einsetzte, auf Empfehlung des Wissenschaftsrates der Bundesrepublik Deutschland die Auflösung des Instituts durch Abwicklung für ein unabdingbares Desiderat der Erneuerung erachtet wurde.

Das Problem der Entstehung von Neuem war keineswegs nur eine innerwissenschaftliche Frage. Heinrich war - wie wir alle - in jener Zeit sehr von der Frage berührt, worauf die Innovationsschwäche der DDR-Wirtschaft und die mangelnde Entwicklungsfähigkeit der DDR-Gesellschaft beruht und wie man die offenkundigen Defizite überwinden könnte. Ein spätes, erst im März 1990 erschienenenes, aber im Juni 1989 abgeschlossenes Dokument dieser Suche ist der von Heinrich herausgegebene Band „Das Neue. Seine Entstehung und Aufnahme in Natur und Gesellschaft“. Es ist aufschlußreich, sich die Titel der darin enthaltenen Arbeiten noch einmal vor Augen zu führen: Das Neue in der natürlichen und technischen Evolution (Werner Ebeling); Innovationsstrategien im organismischen Verhalten (Günter Tembrock); Das Neue in der Sprache: Sprachwandel (Wolfgang Ullrich Wurzel); Entdeckung, Erfindung und Innovation (Heinrich Parthey); Innovation und Arbeitsprozeß (Manfred Wölfling); Innovation und Reproduktionsprozeß (Helmut Koziolok/Rainer Schwarz); Innovation, Kreislauf und Zeitfaktor (Heinz-Dieter Haustein).

Im engeren Bereich der Wissenschaftsforschung erschien Heinrich die Analyse bibliometrischer Profile von Wissenschaftseinheiten verschiedenster Art und ihrer Veränderung als ein attraktives Instrument, Entwicklungszusammenhänge der Wissenschaft analytisch faßbar zu machen. Diese Problematik, mit der er in



die Kernzone des international sehr schnell expandierenden und am ITW mit Hildrun Kretschmer und anderen früh und gewichtig vertretenen Gebietes der Scientometrie vorstieß, beschäftigt ihn bis heute. Ein ungemein interessantes Resultat seiner schon erwähnten Studien über bibliometrische Profile von Kaiser-Wilhelm-Instituten ist der Nachweis der unerwartet hohen Zitationsdichte des von diesen Instituten erzeugten Publikationsmassivs fünfzig Jahre später. Dieser Nachweis, der dem vor allem bei Naturwissenschaftlern verbreiteten aktualistischen common sense widerspricht, ist von großer Bedeutung für die Erschließung der temporalen Eigenschaften der Wissenschaftsentwicklung.

Man möge mir nachsehen, daß ich in Heinrich Partheys persönlicher Wissenschaftsgeschichte vieles nur gestreift und vieles einfach weggelassen habe. In einem produktiven Forscherleben ist ein Sechzigster eine - wenn auch ausgezeichnete - Station unterwegs, kein Finale, das ein umfassendes Resumé nahelegen würde. Kein Fazit also wollte ich ziehen; aber andeuten wollte ich zumindest, welchen Pfaden Heinrich Parthey bislang in seiner wissenschaftlichen Entwicklung gefolgt ist - einer Entwicklung, die auch künftig für Überraschungen gut ist.

**Walther Umstätter  
Karl-Friedrich Wessel (Hrsg.)**

**Interdisziplinarität -  
Herausforderung an  
die Wissenschaftlerinnen  
und Wissenschaftler**

**Festschrift zum 60. Geburtstag  
von Heinrich Parthey**

**Sonderdruck**

**Kleine Verlag Bielefeld**

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

**Interdisziplinarität - Herausforderung an die Wissenschaftlerinnen  
und Wissenschaftler :**

Festschrift zum 60. Geburtstag von Heinrich Parthey / Walter Umstätter;

Karl-Friedrich Wessel (Hrsg.). - Bielefeld: Kleine, 1999

(Berliner Studien zur Wissenschaftsphilosophie & Humanontogenetik; Bd. 15)

ISBN 3-89310-277-6

Alle Rechte vorbehalten.

(c) 1999 Kleine Verlag GmbH

Postfach 101668

33516 Bielefeld

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsge-  
setzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Dies gilt  
insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen  
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Herstellung: Kleine Verlag GmbH

Printed in Germany